

Die Haut zu Markte getragen

Igor Bauersimas und Réjane Desvignes' „Tattoo“ in Düsseldorf uraufgeführt

Düsseldorf – Stil ist, was nach außen tritt, oder, um es mit Bazou Brock zu sagen, „die Form der Zustimmung zu sich selbst“. Der Künstler Tiger hat Stil: Er hat sich tätowieren lassen: der ganze Mann ein Körperkunstwerk. Schade, wenn die gestaltete Hautfläche mit seinem Tod verginge und verweste. Also vermachte er die schmerzhaft erworbene Hülle, plastifiziert und konserviert in einem Glaskasten, an seine beste Freundin Lea, die ihm versprach, sich einst seiner Überreste anzunehmen. Dass sein Tod ein Fake ist, weiß sie nicht. *Trouble with Tiger*: Igor Bauersimas gemeinsam mit Réjane Desvignes verfasstes „Tattoo“ ist eher komisch als makaber.

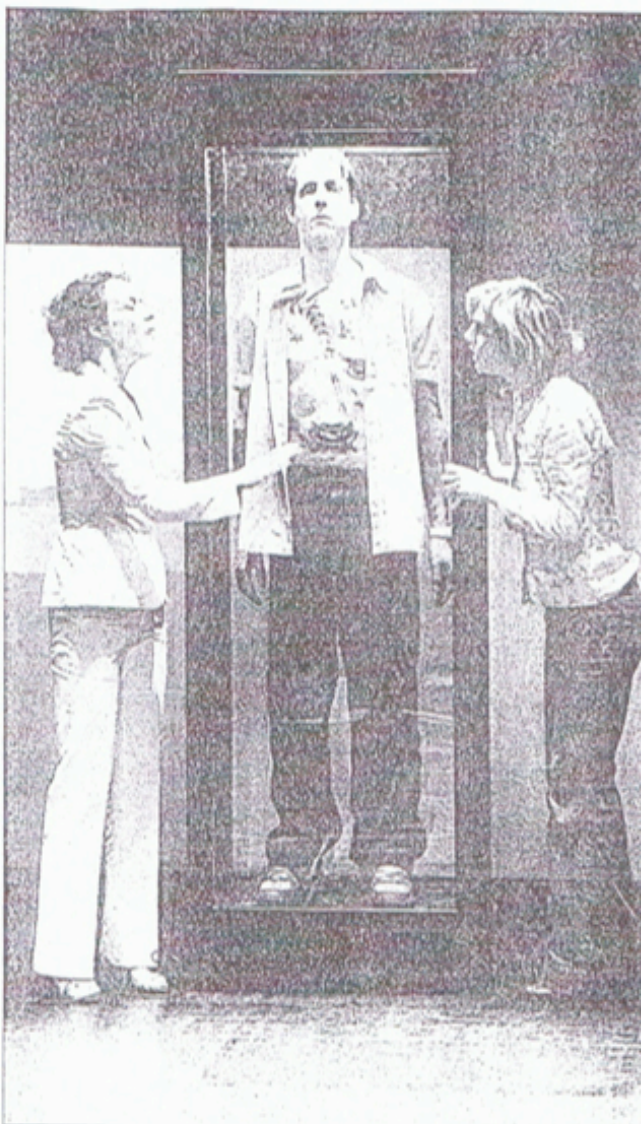
Lea und ihr Freund Fred sowie ihre Halbschwester, die Galeristin Naomi, die Tiger vertritt, werden zu Erben: werden die Haut zu Markte tragen, ihre Freundschaft, Zuneigung, Liebe verdinglichen, verraten und verkaufen. Und der in Kalifornien fürs Big Business fit geachtete Erfolgsstratege Tiger, der den Plan mit seinem Assistenten Alex ausheckte und mit versteckter Kamera die ganze Zeit über die Kontrolle behielt, wird das Verhalten der Drei voyeuristisch ausbeuten und abfilmen, um es unter dem Titel „Einen guten Freund haben“ als Kunst auszustellen.

„Tattoo“ kann eine Komödie sein, ein Kunst-Stück, spielend mit dem Vorurteil, aber anders, als es Yasmina Reza Boulevard-„Kunst“ vordergründig tut. Denn Bauersima gibt ein Urteil ab, vertritt ein Haltung, provoziert – und wird damit anfechtbar. Wo Reza ein doch längst von der Kunstgeschichte kanonisiertes monochromes weißes Gemälde als Vehikel für ihren Drei-Mann-Kunststreit nimmt, dient Bauersima eine modische Video-Installation dazu, den Marktmechanismus zu enthäuten. Er spiegelt dabei seine auf fünf Personen verteilte manipulative Geschichte – mehrfach ge-rochen – in einer anderen, berühmten, indem er sie zitiert, nachbildet und zugleich demontiert: Godards „Le Mépris“ von 1963 nach Alberto Moravias Roman.

Geld, Gefühl, Godard

Hier wie dort geht es um einen klassischen Konflikt: zwischen Lüge und Wahrheit. Geld, das sich die Gefühle kauft; Gefühle, die das Geld zerstört; und die Ohnmacht der Kunst gegenüber der fatal falschen Koalition von Geld und Gefühl. Lea und Fred sind ein Paar wie Camille (Brigitte Bardot) und Paul (Michel Piccoli) bei Godard, umspült von Georges Delerues Soundtrack-Wellen, die anschwellen, melodramatisch aufschäumen, zurückweichen, gesteigert wiederkehren und gleichgültig verlaufen. Diese Filmmusik legt Lea, die eine Internet-Sendung moderiert, einmal auf. Sie ist Schauspielerin und in ihrer Berufsauffassung sehr kapriziös, Fred schreibt seit Jahren an einem Roman, beide leben in einer WG-mäßigen Einraum-Wohnung und haben kein Geld.

Sein Stück, das der in Zürich beheimatete Bauersima im Kleinen Haus des Düsseldorfer Schauspiels selbst uraufführte



Tote Augen sehen schärfer: Lea (Birgit Stöger, rechts) und Naomi, die Galeristin (Eva Spott), vor dem plastifizierten Tiger. Foto: Sonja Rothweiler

(wie zuvor „norway today“ und „Launischer Sommer“), beginnt unspektakulär, leichtthin, wie nebenher und doch mit einem gewissen Kick, der ahnen lässt: Da kommt noch was. Birgit Stöger und Alexander Ebeert sind als Lea und Fred hinreißend präzise Konkrettheits-Mimetiker – sie in ihrer Vermurkstheit elementar vital, er von trägerer Natur; beide schlurven in ausgeleierten Klamotten durch ihre schlaffe, lasche, schlamperte Normalität, die Bauersima bewusst dehnt bis in

die Passform einer schalen Daily Soap, in deren Genre keine dramaturgische Wendung blöde genug sein kann, um nicht ernsthaft inszeniert zu werden.

Tiger freilich ist ein zahmer Papiertiger, den Markus Haase als einen im Teenie-Film angekommenen Hansi Kraus gibt, der vor noch nicht allzu langer Zeit „Hurra, die Schule brennt“ gejuxt haben könnte. Dass dieser Kunstknabe – trotz intellektuellem Totalausfall – cool mit Codes, Kult, Attitüden operiert und als

„Hijacker“ das Denken seiner Kundenschaft entführt und auf seinen Kurs bringt, würde nicht einmal durch die Verleihung des britischen Turner-Prize an ihn glaubhafter werden. Wo Fred auf die Ordnung der Dinge hält, macht sich Tiger keinen Kopf („Denken führt zu nichts“) – Sinn soll der Käufer und Sammler besorgen.

Der Autor Bauersima muss gegen den Regisseur Bauersima – wenn auch nicht gegen den Bühnenbildner (und Architekten), der eine raffiniert simple, mobile Containerbox-Station mit viel genutzten Projektionsflächen konstruiert hat – in Schutz genommen werden. Denn das Schwingende, Überkandidelte, Abstruse einer *sophisticated comedy*, als die „Tattoo“ gewiss funktionieren könnte, bekommt er nicht hin. Unterbrochen von wilden Elektronik-Beats und soften Pop-Oldies bringt er sein Werk eher schwerfällig über die Runden. „Tattoo“ wäre indes auch als Versuchsanordnung vorstellbar, als abstraktes Experiment: also mehr Rohmer oder Resnais als *forever Godard*. Doch das sind zu viele Konjunktive für eine Uraufführung.

Mordanschlag auf die Moderne

Am Schluss, an dem eine Bluttat – ein (fiktiver) Mord – das Ende der Moderne ausruft, könnte eine Erkenntnis liegen, könnte eine Befreiung gelungen sein: Aber so eindeutig legt sich der Autor nicht fest. Er tarnt das Bühnendrama als künstlerisches Fantasieprodukt, als literarische Erfindung. Und lässt das Spiel von Sein und Schein – gleich den Schatten in Platons Höhle oder denen auf Videoscreen und Kinoleinwand – in einer letzten Schraubbewegung in die Figuraton von „Le Mépris“ eindringen. Lea und Fred werden nach Capri – Schauplatz der Odyssee-Dreharbeiten in Godards Filmgeschichte – reisen, wo er seinem Freund Paul (!) bei einem Drehbuch helfen soll. Was aber ist mit ihrer Liebe? Sie hat sich nicht verwandelt wie die von Camille und Paul, nicht in Verachtung, nicht in Gleichgültigkeit.

Bei Bauersima bleibt die moralische Zustandsbeschreibung nicht rein deskriptiv, sondern erweist sich als dynamisch veränderungswillig. Die Simulations-Ebene, die in „norway.today“ von den beiden jungen Internet-Selbstmord-Kandidaten Julie und August um des Lebens willen überwunden werden musste, schafft in „Tattoo“ eine realitätstaugliche Basis. „Alles ist besser, als das zu erzählen, was hier wirklich los ist“, sagt Fred am Anfang – und das tut er dann auch. Sollte da etwa jemand zynisch sein? In seiner „Minima Moralia“ schreibt Adorno unter dem Stichwort „Exhibitionist“, es existiere kein Kunstwerk, „das mehr als Kunstgewerbe ist, welches nicht der Kultur die abweisende Geste zukehrte: dass es zum Kunstwerk ward. Kunst ist so kunstfeindlich wie die Künstler.“

Wir wollen glauben, dass der Künstler Igor Bauersima sich in dieser Reflexion aus dem beschädigten Leben wiederfindet.

ANDREAS WILINK

Süddeutsche Zeitung, 3. Juni 2002 (2)